

5. Kapitel.

Wie ein Meteor war Napoleon der erste am Himmel Europas aufgegangen. Geblendet von seinem Glanze standen die meisten da und verfolgten seinen Lauf. Von seinem Siege in Italien im Jahre 1797, von seinem Zuge nach Egypten, seinem nochmaligen Siege über die Östreicher am Ende des vorigen Jahrhunderts redete man kaum noch; andere Thaten waren vor den Augen seiner Zeitgenossen vorübergezogen. Er hatte die Östreicher und Russen bei Austerlitz geschlagen, dann die Preußen bei Jena und Auerstädt niedergeworfen, den Rheinbund gegründet, das Königreich Westfalen unter seinem Bruder Jerome eingerichtet, hinwiederum die Östreicher 1809 besiegt und stand nun auf dem Gipfel seiner Macht: Europa lag zu seinen Füßen. Nunmehr aber begann sich auch ein Gegenstrom zu bewegen. Der Zug Schills und der Untergang dieses wackern Degens, die Erschießung der 11 preussischen Offiziere in Wesel, der Aufstand des Dörnberg in Hessen und der des tapferen Andreas Hofer in Tyrol öffneten dem deutschen Volke die Augen.

Man fing an, den großen Eroberer mit anderen Blicken zu betrachten, man gedachte der großen Vergangenheit und der elenden Gegenwart, man erinnerte sich der Thaten des alten Fritz und verglich diese mit denen Napoleons, wobei man dann fand, daß jene diesen keinesweges nachstanden.

Es begann bald überall zu gähren, denn allen fiel es allgemach wie Schuppen von den Augen. Wo waren die Freiheitshoffnungen und Versprechungen geblieben? Der nie enden wollende Krieg verschlang Menschen und Wohlstand; unerbittlich forderte Napoleon Soldaten und Steuern. Sein Haß gegen England bestimmte ihn, die Kontinentalsperre zu verfügen. Was kümmerte es ihn, wenn Deutschlands Handel dadurch vernichtet wurde, wenn nur das Inselreich darunter leiden mußte.

Im Wuppertthale, wo die Geschäfte arg darnieder lagen, atmete man auf, als es im Herbst des genannten Jahres hieß, daß der Kaiser nebst seiner Gemahlin kommen würde,

um Düsseldorf und seine Umgegend zu besuchen. Rasch wurde eine gewerbliche Ausstellung geplant und ausgeführt. Man hoffte, den Kaiser für Zollerleichterungen zu bestimmen. Eine Deputation, bestehend aus Friedrich Feldhoff, Joh. Püttringhausen und Schlickum, wurde nach Düsseldorf gesandt. Der Erstgenannte aber berichtet hinsichtlich seines Auftrags:

„Über meine Anwesenheit in Düsseldorf bin ich dem gesamten Municipalrat Rechenschaft schuldig, da dieser mich mit Herrn Püttringhausen und Herrn Schlickum zur Begleitung des Herrn Maire ernannt hatten. Erlauben Sie mir, daß ich mich schriftlich dieser Pflicht entledige.

Abends, am 29. October, fuhr ich mit Herrn Schlickum nach Düsseldorf und ging morgens den 30., um die Waren-Ausstellung in Düsseldorf zu besuchen.

Ein Colonel von der Kaiserlichen Garde, der zugleich Adjutant des Kaisers war, wünschte einige Auskunft über unsere Waren zu haben; ich gab sie ihm nach meinen Ansichten. Kaum war ich damit fertig, als der Herzog von Vassano mit seiner Gemahlin, der Comtesse Beugnot, Herr Noeder und Beugnot hereintraten und ich vom Colonel aufgefordert wurde, den Herzog zu unterhalten. Mir war die Gelegenheit erwünscht und in einer Frist von beinahe zwei Stunden suchte ich ihm die Wichtigkeit unserer Industrie, den gesunkenen Flor und die desfalligen Ursachen darzustellen. Ich sagte ihm, daß die wichtigsten Auswege für unsere Waren verschlossen wären und daß in den wenigen für uns auch offenen Ländern der Absatz uns dadurch unmöglich gemacht werde, weil Sachsen, Oesterreich, Bayern, Württemberg keinen Kontinentaltarif für ihre eigenen Fabriken bezahlten und daß wir mit ihnen nicht konkurrieren könnten, weil sie ihre Fabrikate bedeutend wohlfeiler hätten und daß endlich Bayern durch hohen Impost unsern Handel vollends erschwerte.

Der Herzog ließ sich in mehrere Details ein, machte Einwendungen, die ich ihm widerlegte. Sie, Herr Maire, und Abraham Trost, kamen am Ende mit Herrn Brüning und haben noch seine Äußerungen vernommen. Eine Folge davon war, daß er uns am 31. October in Elberfeld besuchte, wo wir zu seinem Empfange mit Herrn Gerhard

Siebel, welcher den Herzog begleitete, hierher eilten. Das Gute, was er uns hier äußerte, die Zufriedenheit, die er uns bezeugte, davon sind Viele Zeuge gewesen. Wir kehrten zurück und hatten den folgenden Tag noch die Freude, zu hören, wie überaus angenehm ihm diese Reise gewesen und wie vergnügt er deshalb sei. Er lud Sie, Herr Maire, zu Tische ein und ehrte dadurch unsere Stadt.

Am 1. November kam die Kaiserin. Am 2. fuhren wir dem Kaiser entgegen. Abends hatten wir das Vergnügen, mit zur Vorstellung bei Napoleon und Maria Louise zu gelangen — und nun war meine Mission als Municipalrat beendigt!

Der Herr Präfect Schleicher hatte die Güte, mir anzuzeigen, daß ich mit Herrn Gerh. Siebel und mehreren unseres Landes als Deputierter zur Privataudienz beim Kaiser ernannt sei; auch daß auf den Vorschlag des Herrn Siebel ich von dem Minister beauftragt wäre, dem Kaiser bei der Ausstellung über unsere Artikel mit Herrn Lang und Peill Auskunft zu geben. Sie, Herr Maire, hörten und genehmigten es, daß ich dessfalls noch zurückblieb, als Sie abreisten.

Leider erfuhren wir bald, daß an keine Privataudienz zu denken sei. Herr Siebel sagte es mir bestimmt und desto angenehmer war es uns allen, daß am 4. der Kaiser, wenn gleich abends 8 Uhr, die Ausstellung besuchen wollte.

In mehreren Versammlungen wünschten einige, daß dem Kaiser alsdann Petitionen übergeben werden möchten, Herr Siebel glaubte aber, daß dies überflüssig sei, weil der Kaiser schon alle Memoiren in Händen habe, eine Wiederholung wäre nicht notwendig und so beruhigten sich denn auch alle, weil der Kaiser unsere Lage kenne und uns helfen würde, wovon Herr Siebel uns auch ganz überzeugte.

Mit Sehnsucht erwarteten wir des Kaisers Ankunft. Herr Siebel übernahm es, ihm das Kompliment zu machen; wir standen alle auf unsern Posten, fest entschlossen, als freie Männer zu reden, wenngleich eine ministerielle Weisung uns sagte, dem Kaiser nur auf seine Fragen zu antworten.

Er kam um 8 Uhr mit der Kaiserin, den Hofdamen und allen Ministern, freundlich und erstaunt über den

imposanten Anblick der Ausstellung; der Minister des Innern Graf Nesselrode empfing ihn.

Herr Siebel führte ihn gleich am Eingang an das seitwärts liegende Papier von Gladbach. Herr Lang und ich folgten ihm, — wir hörten hier, was jeder sagte und freuten uns einiger guter Antworten. Endlich kam er auch an unsere Waaren. Ich zeigte ihm zuerst unsere Cottonets; er frug, von welcher Baumwolle sie gemacht wären? Kaum hörte er die Antwort, als er mich fast vorwärts drückte. Ich zeigte ihm die baumwollenen Tücher, die halbseidenen Tücher und sprach darüber. Am längsten weilte er bei den ostindischen Nanfins. Sie gefielen. Ich zeigte ihm mit Herrn Siebel, wie Alles nachgeahmt sei und bedauerte, daß uns aller Absatz verschlossen wäre. Napoleon schien es nicht zu hören. Bei den Wollenkords nahm ich ein schönes Stück, sagte, daß dies sonst in England gemacht sei; wie jetzt unsere jenen Artikeln gleich wären, daß wir mit England darin konkurrieren könnten, wenn wir nur Debouché hätten. Der Kaiser bejah das Stück und rühmte es. Endlich sagte er mir laut:

„L'exposition a l'air d'un grand pays.“

Ich erwiderte: Le pays n'est pas grand, Sire, mais l'industrie l'a été.

Darauf ging er vorwärts zu anderen Waren und ich hatte noch das Glück, der Kaiserin einige schöne Sachen zu zeigen, die sich verwunderte, daß das alles in Elberfeld und Barmen gemacht werde. Noch in der Thür übersah der Kaiser unsere Ausstellung, sein Blick schien zufrieden damit zu sein. Er wiederholte gegen den Minister Nesselrode: „Ha! L'exposition a l'air d'un grand pays“ — nickte und stieg in den Wagen.

Jetzt begann der Ball, wo ich nur wenige Augenblicke weilte, weil ich mir mehr versprochen hatte. Am 5. ging ich mit Herrn Lang, Kumppe und andern zum Minister Nesselrode. Dieser sagte dem Herrn Kumppe, daß sie durch ihr Geschrei die Sache schlecht gemacht hätten und gab uns wenig tröstende Hoffnung. Bei Veugnot erfuhren wir das Nämlliche, nur versicherte er, daß der Kaiser für unsern Transit nach Spanien, Portugal, Dänemark und Italien vorteilhaft dekretieren würde. Bestimmte Erwartungen gab

er uns nicht, wir möchten uns nur noch etwas gedulden. Aus dem Allen habe ich den Schluß gemacht, daß an Vereinigung noch nicht zu denken sei, daß wir uns aber von der Gerechtigkeit des Kaisers einige Erleichterungen für unsern Handel doch wohl zu erfreuen haben werden.

Vor langer Zeit habe ich auch einen Rapport dem Municipalrat vorgelegt, als die Deputation nach Paris zur Sprache kam und Herr Brüning und ich deshalb beim Minister Beugnot waren. Ich wünschte, daß man jene Äußerungen mit dem jetzigen Erfolg vergleichen möchte.

Ob ich nun bei der Ausstellung als Fabrikant und Bürger meine Pflicht erfüllt, mögen Sie entscheiden.

Friedr. Feldhoff."

Als Napoleon von der Ausstellung nach seinem Quartiere, dem Jägerhose, fuhr, wurde er überall ziemlich kühl begrüßt, hinter ihm aber entwickelte sich ein wunderbares Leben auf den Straßen. Französische und deutsche Offiziere in blinkenden Uniformen durchwogten die Stadt, festlich geschmückte Bürger und Frauen zogen hin und her. Diese sprachen über die Ausstellung, jene über den bevorstehenden Krieg mit Rußland, überall bemerkte man Spannung und Erregtheit. Nicht weit vom Jägerhose hielt, dicht an der Ecke einer Straße ein hochgewachsener Kapitän vor seiner aufmarschirten Kompagnie. Diese hatte eben vor ihrem Kaiser salutiert. Finster war Napoleon, freundlich grüßend die Kaiserin Marie Luise vorüber gefahren; Offiziere, oft von ihren Damen begleitet, wallten jetzt vorbei.

Plötzlich blieb der Kapitän wie angewurzelt stehn. Ein Oberst schritt zum Jägerhose und an seinem Arme hing eine blasse aber schöne Frau. Was war es, das den jungen Offizier beim Anblicke dieses Paares so tief erschütterte? Hochaufgerichtet stand er da, die dunklen Augen starr auf die blasser Dame gerichtet, die sich lebhaft mit ihrem Begleiter unterhielt und seiner nicht achtete. Bürger, welche sonst an den prunkenden französischen Offizieren kalt vorüberschritten, wandten sich nach dem stolzen, schönen Paare um, und man hörte sie flüstern: „Das ist die Tochter des Bleichbesizers Karnap, die Gemahlin des Obersten Belmont!“

Der Kapitän vernahm die Worte; sie schnitten ihm durchs Herz, denn er war kein anderer als Rittershaus. Heute

sah er Elise Belmont zum ersten Male seit Jahren wieder. Sie war schöner geworden und schien an der Seite des stattlichen Offiziers glücklich zu sein, ach, und das schmerzte ihn! Zum Dienste beim Kaiser waren besonders Kompagnien befohlen, die aus Landeskindern bestanden und so sah Rittershaus seine Heimat wieder. Längst war seine gute Mutter gestorben, längst der Unbill vergessen, der ihm von seinem ehemaligen Prinzipal zugefügt worden war, allein unversehrt blieb ihm seine ehemalige Braut, von der er gehofft, daß sie auf seine Rückkehr geharrt hätte. Heute erblickte er sie nun zum ersten Male seit fünf Jahren. Er hatte inzwischen in Desterreich und Spanien gekämpft und war rasch emporgelommen, da er sich durch Tapferkeit und Intelligenz vor seinen Kameraden auszeichnete.

Heute aber erfaßte ihn grimmes Weh und unsagbares Leid, heute verzagte er am Dasein, heute erkannte er erst, wie tief er seine ehemalige Braut liebte, die er so glücklich an der Seite ihres Vaters erblickte. Dort kam auch sein ehemaliger Prinzipal an. Er war wieder in den Schnirkensfrack gekleidet, den er 1806 trug; seine Haltung zeigte sich noch ungebrochen, wenn auch sein Antlitz furchenreicher geworden war. Karnap schritt seinen Kindern nach, dem Jägerhose zu. Auch er kannte seinen ehemaligen Buchhalter nicht wieder, seine Blicke folgten dem stolzen Paare, vor welchem eben ein Wachtposten salutirte. „Ha,“ seufzte Rittershaus endlich, „ich wollte, es wäre wieder Krieg!“

Diese Worte schienen den jungen Offizier zu erleichtern und den Bann zu brechen, unter welchem er stand. Er schritt wieder vor der Front seiner Leute auf und ab, bis zum andern Flügel, wo ein Lieutenant sich aufgepflanzt hatte, der höflich näher trat.

„War dies ein charmanter Paar, monsieur capitain,“ sprach der Offizier. Der Oberst Belmont machte gute karriere und sein Schwiegevater sollte sein riche, tres riche.“ Der Kapitän runzelte die Stirn und der Leutnant merkte, daß dies Thema nicht beliebt war. Er schlug ein anderes an.

„Ist haben vernommen,“ sprach er, „daß unser kaiserlicher empereur haben geschrieben die Kriegserklärung gegen Rußland. Heute sollen abgehen die courier.“

Die Augen des Kapitäns leuchteten auf. Krieg stand vor der Thür und Krieg bedurfte sein gepreßtes Herz. Der Leutnant wurde immer redseliger und er laufchte dessen Salbaderei von großen Schlachten und Siegen, von den Einzügen in Petersburg und Moskau, als ob der junge Mann die reine Wahrheit rede.

„Da kommen die courier!“ rief der Leutnant plötzlich. „Empereur haben unterschrieben die Erklärung. Der eine von den courier sein mon ami. Er krißsen, sein Resicht strahlen.“

Die beiden Boten ritten in diesem Augenblicke an der aufgestellten Kompagnie vorüber.

Vive l'empereur! schrie der Leutnant und hinter den beiden Courieren drein schallte der Ruf der Soldaten: Vive l'empereur! Auch der Kapitän stimmte mit ein, freilich befeelt von andern Gefühlen und Gedanken. Sein Dienst war zu Ende. Er übergab seinem Leutnant den Befehl und wanderte durch die belebten Straßen der Stadt; Bürger und Soldaten wogten auf und nieder, alle Häuser hatten geslaggt, ernst und freudigen Gesichtern begegnete man überall. Keiner schien daran zu denken, daß diese Aufzüge eine Schmach seien für das deutsche Vaterland, alle waren froh, daß der Kaiser, der große Kaiser Napoleon, Düsseldorf mit seinem Besuch beehrt hatte.

Rittershaus war durch mehrere der festlich geschmückten Straßen geschritten und schickte sich eben an, in die Rheingasse einzubiegen, als er plötzlich einem Kriegskameraden begegnete.

Dieser begrüßte ihn ernst.

„Ich habe meine Uniform ausgezogen, Freund,“ sprach er.

„Und weshalb?“ fragte Rittershaus.

„Erfuhr Schweres, lieber Kamerad,“ sprach der Franzose im geläufigen Deutsch.

„Zurücksetzung?“

„Keineswegs,“ entgegnete dieser. „Du weißt, daß man mich, weil ich die Sprache des Landes beherrsche, in das Heer des Königs von Westfalen versetzte und ich nach Kassel kam.“

„Ich las es im Moniteur,“ sprach der Deutsche.

Du hast gewiß auch von dem Aufstand unter dem Obersten Dörnberg gehört,“ fuhr jener fort.

Heinrich Rittershaus nickte bejahend.

„Man fing einige der Empörer und stellte sie vor ein Kriegsgericht,“ erzählte der andere weiter, „mir aber ward der Auftrag, mit meiner Kompagnie die Armen zu fusilieren. Es war ein trüber Morgen. Wir führten zunächst einen alten Graubart, der wohl achtzig Jahre zählen mochte, hinaus vor das Thor. Hochaufgerichtet, eine kurze Pfeife im Munde, schritt er in unserer Mitte dahin. Wir kamen bald an den Ort und stellten uns auf, dann zog ich den versiegelten Brief hervor, erbrach ihn und las ihn mit lauter Stimme vor. Da stand: Das Kriegsgericht hat den Obersten Emmerich wegen Empörung zum Tode verurteilt und soll die Exekution morgen früh um 6 Uhr vollzogen werden.“

Bei dem Namen ‚Emmerich‘ stutzte ich. Mein Gott, dachte ich, ist das wohl der Name, den mir mein Vater auf seinem Sterbebette nannte und zwar mit der Bitte, mich nach dem Träger desselben, wenn ich nach Deutschland komme, zu erkundigen, denn dieser habe ihm im Mai 1757 bei Bielefeld das Leben gerettet, als er in einer großen Heide überfallen worden. Nur mit Mühe konnte ich den Gerichtsbefehl weiter lesen. Als ich endlich schwieg, nahm Emmerich seine kurze Pfeife aus dem Munde, sah mich an und meinte, ich solle nur getrost meines Amtes warten, ihm läge am Leben nichts; er fürchte den Tod nicht, dem er wohl hundert Mal ins Auge geschaut habe, nicht allein in Vaterlande, sondern auch in Amerika und Afrika.

„Heißen Sie Emmerich?“ fragte ich ihn.

„Mein Name hat keinen Makel,“ versetzte er.

„Kämpften Sie 1757 bei Bielefeld?“

„Als Fährnich unter Cumberland.“

„Retteten Sie einem französischen Offizier das Leben?“

„Ich erinnere mich, daß so etwas geschah und der Franzose hieß Verrier, wenn ich recht denke.“

„Ich bedeckte mein Gesicht mit beiden Händen. Vor mir stand der Retter meines Vaters, den ich so lange vergeblich gesucht hatte und ich, ich mußte ihn fusilieren.“

„Thun Sie Ihre Pflicht, Kamerad,“ sprach der alte Oberst endlich, an mir ist doch nichts mehr gelegen; ich bin ein Brack und sehne mich nach der ewigen Ruhe. Erlaß mir,

mein Freund, das Weitere zu erzählen. Er starb wie ein Held und ich war fortan eine Ruine. Wenige Wochen darauf nahm ich meinen Abschied und ich lebe nun hier einsam und still dem Andenken des wackeren Mannes."

"Welches waren seine letzten Worte?" fragte Nittershaus.

"Deutschland hoch!" sprach Verrier, "dann krachte die Salve und er brach vornüber zusammen."

Eine Thräne rann über die Wange des Zuhörers. Tief ergriffen hatte er den Worten seines Freundes gelauscht.

"Deutschland hoch hat er gerufen?" fragte er und dabei betrachtete er die Uniform, welche er trug.

"Ich verstehe Dich," sagte der Franzose, "Du hast Mitleid mit mir, ich danke Dir herzlich!"

"Nein," rief Nittershaus, "mein Mitleid mit mir selbst ist noch größer! Lange trage ich diesen Noth nicht mehr!"

"Du willst also wie ich dem Dienste den Lauspaß geben?"

"Das will ich, aber nur, um in einen neuen Dienst zu treten," sprach der Kapitän ernst und fest. "Des alten Obersten Tod hat mir den richtigen Weg gezeigt."

"Komm, mein Freund," sagte der Franzose, "komm mit in jene Weinstube, dort werde ich Dir noch mehr von dem alten Emmerich und meinem Vater erzählen."

Mit diesen Worten ergriff Verrier den Arm seines ehemaligen Kameraden und beide verschwanden in dem Dunkel eines großen Hauses der Rheingasse, vor welchem wie zum Hohn geschrieben stand:

Deutsche Weinstube.



6. Kapitel.

Der Kriegserklärung, welche vom Jägerhofe aus an Rußland erging, folgte jener ungeheure Zug nach Osten, der einer Völkerwanderung glich. Eine alles zu erdrücken scheinende Woge rauschte über das Zaarenreich dahin.

Friede, Der Buchhalter von Barmen.

